

Aus der Anthologie „Helden wie ihr“, junge Schriftsteller über ihre literarischen Vorbilder“, herausgegeben von Jürgen Jakob Becker und Ulrich Janetzki, Quadriga, München 2000

Vor einem weissen Blatt Papier sitzend, erinnere ich mich immer an Kapitän Ahab, sehe vor mir, wie er die leeren Weiten des Ozeans durchstreift, um nach seinem weissen Wal zu suchen, nach diesem Fabelwesen, von dem wir über Hunderte von Seiten nicht wissen, ob es überhaupt existiert. Im ersten Moment bin ich versucht, Moby Dick als mein Lieblingsbuch zu bezeichnen. Während der Recherche zu meinem neuen Roman habe ich Herman Melvilles Schmöcker zum ersten Mal gelesen, und eigentlich las ich ihn bloss, um auch dieses Thema abzuhaken, um ihn genauso gelesen zu haben, wie ich auch alles andere las, was mit Walen und Delphinen zu tun hatte. Monate vorher hatte ich drei Tage bei stürmischer See, Nebel und Kälte an Bord eines Walforschungsschiffes auf den Hebriden verbracht. Die Wale sah ich tatsächlich. Viel eindrücklicher aber waren die widrigen Umstände und die Schwierigkeiten, die selten gewordenen Riesen überhaupt zu finden. Entsprechend habe ich mit Kapitän Ahab gelitten und in seine Suche nachgeföhlt.

Erinnere ich mich weiter zurück, sind es andere Bücher, die mich wohl nachhaltiger beeinflussten. Die wichtigsten Bücher, die ich je gelesen habe, waren zweifellos die Odyssee von Homer, gefolgt von der Divina Commedia von Dante Alighieri und der Bibel, in dieser Reihenfolge. Moby Dick kommt also aufs Ganze gesehen an vierter Stelle, obwohl er mir im Moment am nächsten steht. Die Bibel habe ich als Teenager von der ersten bis zur letzten Seite gelesen. Vieles ist lebhaft in meiner Erinnerung geblieben, anderes musste ich später nachschlagen. Ein Grossteil unserer westlichen Kultur basiert auf der Heiligen Schrift, und ich halte es für sinnvoll, gelegentlich selbst nachzulesen, um was es bei gewissen Diskussionen tatsächlich geht. Was soll beispielsweise die Kontroverse um Abtreibung, wo in der Bibel doch klar steht, das Leben beginne mit dem ersten Atemzug, also mit der Geburt? Diesen Ansatz verdanke ich meinem reformierten Vater. Meinem ansonsten katholischen Geschmack entsprach die Divina Commedia. Meine Grosstante mütterlicherseits vererbte mir eine italienische Ausgabe mit Zeichnungen der verschiedenen Stationen des Infernos und des Purgatoriums, die mir zum Verständnis der alten italienischen Sprache eine Hilfe waren. Ich lese gelegentlich in den Versen des Altissimo Poeta, was mir die Unzulänglichkeiten und die Holprigkeit meiner deutschen Schreibversuche vor Augen föhlt wie keine andere Lektüre; Dante lehrt mich Demut.

Als das prägendste aller Bücher aber begleitete mich die Odyssee durch meine Teenagerjahre und die schriftstellerischen Anfänge; ich habe sie wieder und wieder gelesen, und wenn es ein Buch gibt, das damals meinen Entscheid beeinflusst hat, einen Roman zu schreiben, dann war es die Odyssee. Ich weiss bis heute nicht, warum das so ist. Aber in der Zeit zwischen meinem 16. und 24. Lebensjahr, während derer ich versuchte, meinen ersten Roman zu schreiben, lag die Odyssee auf meinen diversen Schreibtischen in den diversen Wohngemeinschaften, in denen ich damals lebte. Dass ich an der Odyssee scheitern musste, leuchtet mir inzwischen ein. Ich hatte, was mein Vorbild betraf, schlicht zu hoch gegriffen. Mein erster Versuch, einen Roman zu schreiben, blieb ein kläglicher Versuch.

Während meiner Zeit am Gymnasium las ich natürlich auch viele Bücher, die mir meine Lehrer nahe legten; abgesehen von der Odyssee, von Horaz und Ingeborg Bachmann hat mich wenig davon nachhaltig geprägt. Den besten Ratschlag, den mir je ein Lehrer erteilt hat, betraf kein Buch: Mein Deutschlehrer riet mir, keinesfalls Germanistik zu studieren, falls ich wirklich Schriftstellerin werden wolle; er habe nämlich auch Schriftsteller werden wollen, und ich könne ja sehen, was die Universität aus ihm gemacht habe. Natürlich las ich als Gymnasiastin und als Studentin (vier Semester Journalistik; damit konnte man sich kein Lehrerpatent verdienen) mit grossem Vergnügen alles, wovon mir vernünftige Leute abrieten: Bukowski, die Beat Generation, die Dadaisten, aber auch verrückte Geschichten wie diejenigen von Tim Robbins und Boris Vian. All diese Bücher standen mir lange Zeit im Weg. Meine Versuche, sie an Witzigkeit zu übertreffen, waren durchwegs peinlich. Ansonsten vergeudete ich viel zu viel Zeit mit belanglosen Wortspielereien, Performance-Experimenten und sprachlichem Nonsens. Es dauerte lange, bis ich einsehen konnte, dass das Schwierigste am Schreiben ist, sich festzulegen und eine Geschichte zu erzählen.

Mit 24 verstaute ich die Odyssee, genauso wie die gesammelten Werke von Boris Vian, die Dadaisten und die Beat Generation im Regal. Während der Arbeit an jenem Roman, der jetzt als mein Erstling gilt, las ich praktisch nur Fachliteratur: Voodoo und Paläontologie. Von meinen früheren Lieblingsbüchern blieb nur noch das Gesamtwerk der Bachmann in meiner Nähe; die vier Bände standen in ihrem blauen Schuber neben meinem Tisch, aber ich las selten darin. Andere Romane zu lesen getraute ich mich während des Schreibens kaum, aus lauter Angst, sie würden mir mein

Ungenügen vor Augen führen. Wenige Ausnahmen machte ich, und es handelte sich ausschliesslich um Autoren, deren Werk ich bewundere. Don Delillo, Christoph Ransmayr, Ernst Augustin, Ben Okri. Es ist mir bewusst, dass diese Autoren um Welten besser sind als ich, doch damit kann ich leben. Ich habe hingegen bis heute Mühe, Bücher von Autoren zu lesen, deren Werk ich nicht bewundere. Das Scheitern anderer ist schwer zu ertragen, wenn man selbst am Straucheln ist.

Seit Moby Dick habe ich praktisch nur noch Bücher über Schiffe und Fischer und Walfänger sowie Berichte über Polarexpeditionen gelesen. Dass sogar das ewige Eis brüchig werden und neue Eisberge kalben kann, ist schon oft als literarische Metapher gebraucht worden. Auch das monatelange Festsitzen in einem eingeschlossenen Schiff ist einem am Schreibtisch zumindest als Allegorie nicht fremd: Wie oft steht man vor Sachzwängen, die man aus eigener Kraft nicht durchbrechen kann, zumindest im Moment nicht. Um wie viel besser wäre es, wenn einen das Schicksal in Form von Unwettern, Rissen im Eis und vor Kälte und Hunger verzweifelte Expeditionskollegen gefangen halten würde? Arbeite ich nachts, stelle ich mir mitunter vor, meine zugige Schreibstube sei eine Kajüte, und ich würde wie ein festgefrorenes Schiff durch die arktische Nacht treiben.

Fährt der Wind in die Dachbalken, wähne ich mich auf dem Meer. Der Sturm rüttelt am Fenster, trägt salzige Luft in die Hügel hinauf und erinnert mich an unsere Ueberfahrt nach Irland, im November 1996. Als erste Fähre konnte die irische „St.Kilian“ in Le Havre auslaufen, nachdem Hurricane Lilly den Atlantik aufgewühlt hatte. Die Wellen schlugen über die Bullaugen hoch, und wir wähten uns in einem Unterseeboot. Die Geräusche in der Kajüte waren dem Geknarre unter dem Dach meines Arbeitszimmers nicht unähnlich. Mit dem Unterschied, dass wir an Bord der „St.Killian“ immer dann, wenn sie in ein Wellental sackte, einen Blick auf das Rettungsboot unter unserer Luke werfen konnten. Die Reise dauerte achtundzwanzig Stunden, und ich verbrachte die Zeit mit essen, trinken, spazieren, lesen, schlafen. Ich tat nichts, was ich sonst nicht auch tue. Seekrank wurde ich erst, als wir in Rosslare von Bord gingen und mir bewusst wurde, wie schwierig es ist, an Land aufrecht zu gehen. Diese Reise hatte mich in die ungewisse Existenz als freischaffende Autorin geführt. Und das Gefühl, der Boden bewege sich unter meinen Füßen, überkommt mich seither immer wieder.

Während der Recherchen zu meinem zweiten Roman war ich oft in Killybegs, dem grössten irischen Fischereihafen. Ich sprach mit den Fischern und ihren Frauen und begab mich schliesslich selbst an Bord eines grossen Trawlers, um zwischen der irischen Nordküste und Schottland nach Salzmakrelen zu schleppen; Walfänger gibt es in hiesigen Breitengraden Gott sei Dank nicht mehr; sie sind mit den Walen verschwunden. Meine Faszination für den kommerziellen Fischfang erstaunte mich, und bis zu einem gewissen Grad tut sie das noch heute. Es ist wohl so, dass ich in den Fischern eine Art Seelenverwandtschaft entdeckte. Fischen gilt als einer der gefährlichsten Berufe überhaupt. Das kann man vom Schreiben weiss Gott nicht behaupten.

Die Seelenverwandtschaft zu den Fischern muss anderswo liegen. Da wäre einerseits die Bezahlung nur bei Erfolg: Ähnlich wie bei den Autoren wird bei den Fischern der Gehaltsscheck erst nach Ende eines Trips ausgestellt: Erlös der gefangenen Fische minus Kosten der Reise (Essen, Treibstoff, Netze etc), wobei die verbleibende Summe nach einem festgelegten Prozentsatz zwischen Schiffseigner, Skipper und der Mannschaft aufgeteilt wird. Für die jüngeren Crewmitglieder bleibt meist nicht viel mehr übrig als das, was ein nicht arrivierter Schriftsteller für einen Roman erwarten kann. Linda Greenlaw, die als einziger weiblicher Kapitän der amerikanischen Schwertfischflotte während fünf Jahren mit der „Hannah Boden“ erfolgreich fischte, betont in ihrem biographischen Buch „Das hungrige Meer“, wer nur des Geldes wegen fische, habe den Beruf verfehlt. Ähnlich wird ja gegenüber Schriftstellern mitunter ebenfalls argumentiert: Das Schreiben macht euch doch Spass, wie könnt ihr dafür auch noch Geld verlangen!

Eine andere Parallele fiel mir sowohl bei Fischern wie auch bei Polarforschern auf: Noch in der schlimmsten Situation, in der grössten Gefahr schreiben sie in ihre Logbücher. Und Sir Ernest Shackleton legte bei seinen Expeditionen Wert darauf, Geschichtenerzähler und Unterhalter in seiner Crew zu haben. Als er seine Mannschaft für die legendäre Südpolexpedition mit der „Endurance“ anheuerte, erkundigte er sich mitunter nicht nach wissenschaftlichen Qualifikationen, sondern stellte einem Forscher bloss die Frage, ob er ein Lied singen könne. Während der zehn Monate, in denen die Mannschaft der „Endurance“ abwartete, ob das Eis ihr eingeschlossenes Schiff wieder freigeben würde, sollten sich gerade diese Fähigkeiten als lebenswichtig erweisen.

Das gilt auch für die Fischer. Bei langen Trips sind Matrosen gefragt, die Seemannsgarn zu stricken wissen. Da zählt Phantasie mehr als physische Kraft. Ist der Mensch intellektuell nicht gefordert, und beim Fischen zählen vorderhand die Muskeln, dann beginnt er zu spinnen, zu erfinden und fabulieren. Damit müssen auch die endlosen Rituale und der Aberglaube an Bord der meisten Boote zusammenhängen. Linda Greenlaw beschreibt, wie sie während eines erfolgreichen Trips zweiundzwanzig Tage und Nächte lang dasselbe rosarote T-Shirt trug und wie das Glück sie prompt verliess, als sie das salz- und dreckverkrustete T-Shirt in die Waschmaschine stopfte: Man darf nichts

verändern, solange einem das Glück hold ist. Andererseits versucht man, das Unglück zu vertreiben, wenn es einem an den Fersen klebt. Linda Greenlaws Crew ging während eines glücklosen Trips so weit, einen sieben Fuss langen, wild um sich schlagenden Hai am Mast aufzuhängen und ihn mit Messern und Gaffhaken zu bewerfen, in der Hoffnung, es würden nach dieser Austreibung des „Bösen“ endlich Schwertfische statt Haie anbeissen.

Ich schätze mich glücklich, dass beim Schreiben Rituale genügen, die nicht ganz so blutig und dramatisch sind. Schliesslich tauchen zu meinen Füßen keine zähnefletschenden Haie. Abergläubisch bin ich trotzdem. Niemals würde ich inmitten einer Arbeit mein Büro staubsaugen oder die Fenster putzen. Während der Arbeit an einem Roman leere ich nur die Papierkörbe, ansonsten darf aus meinem Büro nichts entfernt werden, und ich achte sehr darauf, dass all die kleinen Sachen, die ich um mich herum angeordnet habe – Muscheln, getrocknete Rosen, Federn, Steine, ein Kugelschreiber, die Uhr etc – immer genau an ihrem Platz liegen. Auch abgestaubt wird nicht, um nichts an der Ausgangssituation zu verändern, aus der heraus eine Geschichte entstehen soll.

Ob es Zufall ist, dass mich die Seefahrt gerade für meinen Zweitling so sehr interessiert? Ich bezweifle es. Wende ich mich den Fischern zu, weil ich mit meinem Erstling Schiffbruch erlitten habe? Will ich herausfinden, wie sich richtige Fischer in richtigen Katastrophen verhalten, will ich wissen, was Helden an meiner Stelle getan hätten? Das Meer und das ewige Eis gehören zu den letzten Abenteuern auf diesem Planeten. Die Navigation ist seit Homers Odyssee um Welten besser geworden, aber nicht verloren zu gehen bleibt dennoch schwierig. Die Wände meiner Schreibstube sind mit nautischen Karten vollgepinnt. Immer wieder stehe ich auf und suche nach Längen- und Breitengraden. Ja, die Längengrade! Dava Sobel beschrieb die verzweifelte Suche nach entsprechenden Navigationshilfen in ihrem gleichnamigen, packenden Bericht. Es geht mehr denn je um Navigation, um Positionsbestimmung. Zwar kennen die Kapitäne heute dank der Satelliten in fast jeder Lage ihre geographische Position, aber deswegen ist ihre Arbeit nicht unbedingt einfacher geworden.

Die Fische werden seltener, die Ideen auch. Jeden Buchtitel, den man gerne hätte, gibt es schon. Jede Story ist bereits erzählt worden. Wir suchen nach seltener Beute. Am Schreibtisch jage ich meinen Träumen nach wie Kapitän Ahab dem weissen Wal, und mitunter traure ich um vergangene Zeiten. Ich traure, weil die Meere nicht mehr das sind, was sie zu Herman Melvilles Zeiten waren. Sie sind verdammt leer geworden. Kaum ein Buch hat mir diesbezüglich so die Augen geöffnet wie Farley Mowats „Sea of Slaughter“ (Deutsch: „Der Untergang der Arche Noah“). In diesem Sachbuch beschreibt Mowat, wie um des Profits willen eine Tierart nach der anderen ausgerottet wurde und wird. Kaum ein Roman hat mich je dermassen verstört wie dieser Bericht. Was kann Literatur dem Irrsinn entgegenhalten? Ich bilde mir nicht ein, dass mein Schreiben etwas verändern kann, und dennoch verharre ich in meiner Dachstube, während bald die letzten Wale abgeschlachtet werden.